

Patrice
Bollon
Cioran,
der Ketzer

Suhrkamp

SV

Bollons fundiertes, fesselnd geschriebenes Porträt bietet die beste Einführung in Leben und Werk Ciorans, der, 1911 im rumänischen Rasinari als Sohn eines Priesters geboren, 1937 nach Paris übersiedelte. Anknüpfend an die Tradition der französischen Moralisten, verarbeitete er die eigenen überschwenglichen Anfänge und Abgründe und wurde zu einem der bedeutenden Schriftsteller und Stilisten der französischen Sprache.

Um das facettenreich geschliffene, unruhig funkelnde Aphorismenwerk Ciorans ist es still geworden. Spätestens seit dem Tod des Autors (1995) droht die Auseinandersetzung mit den antisemitischen und hitlerfreundlichen Äußerungen des jungen Cioran die mit dem Werk zu überschatten.

Patrice Bollons biographischer Essay über den »Ketzer« setzt an genau diesem Punkt ein. Statt Ciorans Jugendblindheit abzudrängen, zeigt Bollon, in welcher kulturellen und politischen Landschaft die frühen Artikel sowie jene verhängnisvolle Schrift über die »Verklärung Rumäniens« entstanden und wie Cioran sich in einer lebenslangen Auseinandersetzung mit diesem Irrtum von den »blutigen Possen« der Utopie überhaupt und jederlei Glauben befreite – und so zu dem wurde, der er schließlich war: ein Meister der Klarheit, der Eleganz und Gelassenheit.

Patrice Bollon Cioran, der Ketzer

Aus dem Französischen von
Ferdinand Leopold

Suhrkamp

Die französische Originalausgabe erschien 1997
unter dem Titel *Cioran, l'hérétique*
bei Éditions Gallimard, Paris.

Erste Auflage dieser Ausgabe 2024
© der deutschsprachigen Ausgabe 2006, Suhrkamp Verlag AG, Berlin
© der Originalausgabe Éditions Gallimard, 1997
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von hißmann, heilmann, hamburg
Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-24399-2

www.insel-verlag.de

Inhalt

<i>Einführung: Ein großer Unbekannter</i>	7
<i>Erster Teil.</i>	
<i>Genealogie eines Unfaßbaren</i>	25
Dieses verfluchte, dieses herrliche Paradies der Kindheit	27
Bildnis eines Antikonformisten mit Gruppe	48
Auf den Gipfeln der Raserei	72
Im Auge des Zyklons	91
Die zweite Geburt Ciorans	116
<i>Zweiter Teil.</i>	
<i>Die Lehre von der Ernüchterung</i>	139
Philosophie der Trümmer	141
Politik der ewigen Ketzerei	161
Ein Mystiker ohne Absolutes	184
Die Wiederverzauberungen eines Entzauberers	204
<i>Dritter Teil.</i>	
<i>Das Stilprinzip</i>	223
<i>Schlußfolgerung: Der lange verschlungene Weg</i>	253
Dank	273
Anmerkungen	275
Benutzte und weiterführende Literatur	329
Register	355

»Was macht, offen gestanden, jeder Mensch?
Er sühnt sich selbst.«

Cioran

Gedankendämmerung (1940)¹

Einführung

Ein großer Unbekannter

Ganz oben auf die letzte Seite seiner letzten, 1987 veröffentlichten Aphorismensammlung *Aveux et Anathèmes* (*Der zersplitterte Fluch*) – in symbolischer Position, die selbstverständlich keineswegs dem Zufall zu verdanken ist, sondern vielmehr einer wohlüberlegten, geradezu herausfordernden Absicht entspringt –, hatte er diesen Satz geschrieben, eine ewige wahrhafte Kriegserklärung an alle Glaubensvorstellungen und Heilsbotschaften: »Solange noch ein einziger Gott steht, ist die Aufgabe des Menschen nicht beendet.«¹ Gleichwohl ist Cioran am Freitag, dem 23. Juni 1995, in der denkbar religiösesten Art auf dem Friedhof Montparnasse bestattet worden, nach einem Gottesdienst in der rumänisch-orthodoxen Kirche von Paris, Rue Jean-de-Beauvais. Ein letzter und bei weitem nicht der einzige Widerspruch eines Mannes, der den immerwährenden Widerstreit mit sich selbst zur Grundlage seines Denkens und, allgemeiner, des Daseins erhoben hatte.

Dieser »Meister des zeitgenössischen Pessimismus«, wie ihn die Lexika² recht geistlos bezeichnen, wußte in seinen Schriften nicht nur sehr geschickt Humor und Ironie einzusetzen, sondern war im täglichen Leben auch einer der witzigsten Menschen, denen man begegnen konnte. Er hatte nichts gemein mit dem mürrischen, von dem Gedanken an Selbstmord besessenen Denker, den einige seiner Bewunderer beschrieben haben, eifrig bemüht, ihm ihre eigenen Neigungen zu unterstellen, so daß sie schließlich seinen Stil, seine Ausdrucksweise nachäfften – allerdings nicht die Eleganz, das heißt das Wesentliche. Er dagegen war begnadet. Anders als seine Nacheiferer ging er alles, und vor allem sich selbst, mit unermeßlich viel Abstand und Feinfühligkeit an. Der Spott ge-

hörte, mehr als Gehässigkeit oder Mißmut, zu seiner Wesensart; und das Lachen, seine ureigenste Ausdrucksweise, war fast so etwas wie sein Heilmittel. Weit entfernt von einem »verfemten« Romantiker, der sich schwermütig dem Welt-schmerz hingibt, war er eher eine Art moderner »Neffe Rameaus«, dem beinahe nur Gehrock und gepuderte Perücke fehlten, um an einen Freigeist dieses französischen 18. Jahrhunderts zu erinnern, das er so sehr liebte und das er durch seine Schriften auferstehen zu lassen vermochte.

Trotz seines Rufs als Menschenhasser und Einsiedler war Cioran für alle Begegnungen offen, sofern sie ihm, mehr noch als geistige Bereicherung – deren bedurfte er kaum – Unterhaltung versprachen. Wie er in seinen *Exercices d'admiration*,³ zweifellos einem seiner schönsten Bücher, berichtete, hat dieser gleichsam zeitenthobene Mensch im übrigen alle diejenigen kennengelernt, die in diesem Jahrhundert zu Recht bekannt sind, von Beckett, den er regelmäßig bei seinen Spaziergängen im Luxembourg überraschte, bis hin zu Michaux, der ihn zu wissenschaftlichen Dokumentarfilmen im Grand Palais mitnahm, nicht zu vergessen die großen, in Paris lebenden Rumänen, Fondane, Celan, Eliade und Ionesco, seine Freunde. Doch er konnte sich ebenso gut stundenlang auf der Straße mit Außenseitern und alten Prostituierten unterhalten. In dieser Vorliebe für die »Gescheiterten«, wie er sie nannte, gab es seinerseits keinerlei Herablassung oder Voyeurismus: In Wirklichkeit fand er sich in ihnen wieder, aber auf einer anderen Ebene; und der Gedanke, daß nur die Mächtigen, die Intellektuellen oder die Künstler interessant sein könnten, war ihm völlig fremd.

Wenn man ihm zum ersten Mal begegnete, war man im übrigen überrascht von einer an Arglosigkeit grenzenden Ungezwungenheit, die man so nicht erwartete. Bei der ersten Begegnung erzählte er vielen, wie er zu der Zeit, als das Gesetz von 1948⁴ noch in Kraft war, seine berühmte Wohnung unter den Dächern der Rue de l'Odéon erhalten hatte: Nachdem er über zwanzig Jahre lang in Hotels gewohnt hatte, drohte ihm,

vor die Tür gesetzt zu werden. Da erinnerte er sich an eine seiner Bewunderinnen, eine Immobilienmaklerin, die ihm einmal ihre Hilfe angeboten hatte. Sie war es, die diese notdürftig zu einer Drei-Zimmer-Wohnung vereinigten Dienstbotenzimmer für ihn fand. »Da kann man sagen, was man will«, bemerkte er gern. »Manchmal ist es doch ganz nützlich, Bücher zu schreiben . . .«

Vielleicht war es diese Selbstironie, die ihn körperlich bei Kräften hielt. Mit sechzig Jahren hatte er noch immer die Gestalt eines Jugendlichen, eine aufrechte, aber keineswegs steife Haltung und eine geschmeidige Art, sich zu bewegen, die fast an eine Katze erinnerte. Auch die Jugendlichkeit der Züge seines von zwei hellblau lachenden Augen erhellten Gesichts erstaunte. In diesen Augen war nichts Düsteres oder Verquältes zu erkennen, vielmehr die Belustigung, die ihm das ewige Schauspiel der Welt und ihrer Seltsamkeiten bereitere, und eine an innere Abgeklärtheit grenzende Gelöstheit. Und das so sehr, daß die Fotos, die man von ihm kennt, mir trotz der hohen formalen Qualität von einigen Bildnissen etwas verfälscht erscheinen. Wurde er dem Auge der Kamera ausgesetzt, verursachte dies vielleicht den verkrampften Gesichtsausdruck, wie man ihn auf manchen Fotos erkennt. Schließlich war Cioran ein Mann aus der Zeit vor dem Medienzeitalter, ja sogar aus einem anderen Jahrhundert, dem es herzlich gleichgültig war, ob er sich für eine Illustrierte oder irgendeine beliebige Veröffentlichung, wie man heute zu sagen pflegt, »in Szene zu setzen« wußte oder nicht. Ich stelle mir also vor, daß es durch die Abwesenheit des Spielerischen dazu kommt, daß er auf den Fotos instinktiv die für ihn so unnatürliche Pose eines zünftigen pessimistischen Schriftstellers mit gerunzelter Stirn und argwöhnischem Blick einnimmt, die ihm so gar nicht ähnlich war.

Die Angriffe auf den Unsinn des Lebens mischten sich bei ihm unablässig mit einer »Neugier, dazusein«, ⁵ die deren Heftigkeit nicht nur abschwächte, sondern ihn von jeglicher Verzweiflung fernhielt. Nicht, daß er die Gegenwart des Nichts

zu vergessen versuchte, eines Nichts, das er vielmehr auf Schritt und Tritt vorfand, oder daß dieses Empfinden sich bei ihm von einer rein intellektuellen oder angelesenen Haltung herleitete. Cioran hatte nicht zwei Gesichter, ein privates und ein öffentliches, seinen Büchern vorbehaltenes; er war das genaue Gegenteil eines kalten, wirklichkeitsfremden Gelehrten. Es fällt sogar schwer, sich einen großen Schriftsteller vorzustellen, der weniger »Literat« gewesen wäre als Cioran. Er war ein Mann von Fleisch und Blut, leidenschaftlich, stürmisch, er hatte seine Zwangsvorstellungen und war froh darüber, und bisweilen wurde er von heftigen Wutausbrüchen heimgesucht. Aber gleichzeitig zeigte ihm sein Skeptizismus, der für ihn wesentlich mehr als einen einfachen intellektuellen Mechanismus darstellte – er war für ihn praktische Lebensmoral, über kurz oder lang stets die Nichtigkeit dieser Dinge auf; und ein Scherz schloß solche Auseinandersetzungen endgültig ab. So erinnere ich mich an die Empörung – das Wort ist nicht zu stark –, die eine lautstark angekündigte Veröffentlichung eines angeblich »exklusiven« Interviews mit einer jungen rumänischen Journalistin in einer Wochenzeitung bei ihm hervorrief, eines Interviews, das tatsächlich aus den Brocken eines formlosen Gesprächs, der einzigen Art von Gespräch, zu dem Cioran sich bereit erklärte, zusammengestellt worden war. Wochenlang klagte er über das, was er bitter als »Verrat« deutete. Alle anderen Gesprächsthemen schienen ihm gleichgültig zu sein. Er ließ einfach nicht locker. Als ich ihn dann eines Tages fragte, ob die »Verräterin« wenigstens schön sei, erwiderte er: »Ja, leider! Gerade deshalb kann ich es ihr ja nicht wirklich übelnehmen. Das soll mir eine Lehre sein: in meinem Alter noch den Charmeur spielen zu wollen«, schloß er auflachend, wobei er durch seine Aussprache diesen witzigen altmodischen Ausdruck betonte. Und er sprach nie wieder davon. Obschon es, man ahnt es bereits, beinahe unmöglich ist, diesen lebenden Widerspruch, der Cioran war, mit Hilfe einfacher psychologischer Begriffe zu fassen, glaube ich im übrigen nicht, daß er zu nachhaltigem Haß oder zu dauerhafter Bos-

heit fähig war. Nie habe ich aus seinem Munde die geringste Äußerung jener »üblen Nachrede« vernommen, deren er sich zu brüsten pflegte.⁶ Der Moralist, den einige mißbräuchlich mit La Rochefoucauld verglichen haben und noch immer vergleichen – damit will ich sagen, daß trotz der unleugbaren Ähnlichkeiten seine Ziele und seine Art sich zutiefst von denen des Verfassers der *Maximen* unterscheiden, daß dieser Vergleich zu den zahllosen Klischees gehört, die seinen Denkweg eher verdunkeln als erhellen –, dieser Moralist beurteilte bestimmte Mängel des heutigen Lebens gewiß mit Härte. Aber er verband damit stets so viel Zweifel und Ironie, daß daraus eher ein milder, fast liebevoller Spott entstand als das Keifen eines Pamphletisten oder das Gefasel eines enttäuschten Propheten.

Etwa wie Cocteau, der behauptete, »die Diebe der Polizei stets vorzuziehen«, ging dieser freie, beinahe anarchische Geist so weit, daß er noch bei denjenigen, die ihn offen hinter Licht geführt hatten, Gründe für eine Entschuldigung fand! Schließlich ging ja die Schwierigkeit von ihm aus, war auf seine Naivität zurückzuführen, die er sich trotz seines äußersten Scharfblicks bewahrt hatte; und so nahm er eher die Gelegenheit wahr, sich über seine eigenen lächerlichen Seiten lustig zu machen, als über die der anderen herzuziehen. Das war auch bei jenem, inzwischen verstorbenen, berühmten, selbsternannten »großen Schriftsteller« der Fall, der sich, als er Cioran eines Tages unerwartet aufsuchte, mit Gewalt Zutritt zur Wohnung verschaffte, indem er einen Fuß in die Tür setzte, Cioran dann rücksichtslos mitten in dessen unaufgeräumtes Arbeitszimmer drängte, um ihn von dem Fotografen, der den Eindringling auf seinem Feldzug begleitete, porträtieren zu lassen. Als er genügend Abstand gewonnen hatte, empfand Cioran keinerlei Haß gegen diesen »Halunken«, sondern vielmehr eine Art Bewunderung für dessen erstaunliche Unverfrorenheit. Übrigens erzählte er diese Geschichte niemals, ohne darüber zu lachen. Und als viele Jahre später das Foto in einer großen Illustrierten⁷ erschien, neigte er dazu, es »gar

nicht einmal so schlecht« zu finden. Und fügte verschmitzt hinzu: »... in soziologischer Hinsicht, versteht sich ...«

Tatsächlich war ich der Autor des Artikels, der diese Veröffentlichung begleitete. Ich hatte ihn zuvor um Erlaubnis gebeten. Schelmisch hatte er mir geraten, mich darauf zu beschränken, einen Aufsatz zu überarbeiten, den ich drei Jahre zuvor in einer anderen Zeitschrift über ihn geschrieben hatte: »Auf diese Art und Weise«, sagte er mir, »schlagen Sie zwei Fliegen mit einer Klappe: Einerseits nehmen Sie mir die Angst, denn mir ist, was Sie über mich geschrieben haben, bekannt, und ich stimme dem zu. Andererseits verdienen Sie Geld, ohne zu arbeiten, was in diesem Beruf am allergescheitesten ist.«

So verhielt sich Cioran, durchaus nicht zynisch – er war, seinem eigenen Ausdruck zufolge, ein »Papier-Zyniker«, in Wirklichkeit zu dieser unausgesetzt berechnenden Haltung, die der echte Zynismus voraussetzt, gar nicht imstande –, aber mit einer Art eleganter Gelöstheit gegenüber der Welt, einer fast aristokratischen Frechheit gegenüber ihrem angeblichen »Ernst«.

Er lebte im Grunde wie ein ewiger Student, der er beinahe bis zum fünfzigsten Lebensjahr gewesen war, gleichsam am Rand, in einer Welt, die nur ihm gehörte. Jedoch lehnte er, wie man bisweilen etwas vorschnell behauptet hat, die Moderne nicht ab. Obgleich er kein besonderer Zeitungsleser war und bis Anfang der neunziger Jahre keinen Fernseher zu Hause haben wollte, wußte er sehr wohl, was in der Welt vorging, und äußerte sich zuweilen scharfsinnig über das Zeitgeschehen. Als Ende der achtziger Jahre die Sowjetunion zu zerfallen begann, bemerkte er, daß die Russen im Laufe ihrer Geschichte die Demokratie, die in ihren Augen stets ein dem Glauben unterlegener »westlicher Importartikel« gewesen war, niemals anerkannt hatten, er sagte die machtvolle Rückkehr der orthodoxen Kirche voraus und prophezeite den Einzug eines in liberalen Flitter gekleideten Zaren in den Kreml. Diese Analyse war besonders treffend. Cioran sah klar, weil er

dem »Neuen« nicht mehr Substanz zuschrieb, als es tatsächlich besaß. Er betrachtete die Probleme aus großer Ferne, von einer Höhe herab, von der aus gesehen sie, wie er wiederholt schrieb, seit Adams und Evas Aufenthalt im Paradies fast unverändert geblieben waren. Der einzige Unterschied bestand darin, daß man sie verschieden auffaßte: Die Zeit veränderte den »Dekor«, nicht aber die Substanz.

Ein Gespräch mit ihm läßt sich nur schwer wiedergeben. Nicht, daß es sich jedem Plan widersetzte. Cioran ließ die Dinge einfach geschehen und nahm die Gelegenheiten, ins Gespräch einzugreifen, so wie sie kamen. Seit seiner Jugend in Rumänien liebte er das »balkanische Geschwätz«, wie er es zu bezeichnen pflegte, in dessen Verlauf man ganze Nachmittage lang vor einer Tasse Mokka, die kaum angerührt wurde, über alles und nichts reden konnte. Deshalb gab es an ihm etwas sogar eher Südländisches, ja beinahe Orientalisches. Bei einer Unterhaltung mit ihm hatte man jedenfalls niemals den Eindruck, der Verkündung von Lehrmeinungen oder einer »Unterweisung« beizuwohnen. Es war ein echter Austausch im Stil der Alten, wobei von jedem erwartet wurde, daß er möglichst viel vom anderen lernte. Mit ihm konnte man alle Themen zur Sprache bringen – die Vorstellung, daß einige Gesprächsstoffe von Natur aus edler seien, kam ihm, glaube ich, erst gar nicht in den Sinn. Und, was bemerkenswert ist, weil es selten genug vorkommt, er hörte mindestens ebenso gern zu, wie er sprach.

Das erste Mal, als ich ihm Mitte der achtziger Jahre im Auftrag einer inzwischen eingestellten Zeitschrift⁸ begegnete, erzählte ich ihm also, ich weiß nicht mehr, unter welchem Vorwand, die wundersame und lächerliche Geschichte Vince Taylors, des »Neandertalers der Rockmusik«, wie ihn die Zeitungen nannten, der einer der »Idole« meiner Jugend gewesen war, und ich sagte Cioran noch, daß ich eine Zeitlang die Schnaps-idee hatte, die Biographie Vince Taylors zu schreiben. Wie dieser junge giftige, ganz in schwarzes Leder gekleidete Amerikaner durch Zufall in London gelandet war und sich in einer

einzigsten Saison als Superstar durchgesetzt hatte. Wie er bei der Unterzeichnung seines ersten Vertrags von seinem Manager gefordert hatte, daß dieser ihm obendrein seinen Cadillac geben solle. Sein kurzfristiger Erfolg, nicht mehr als drei Monate im Paradies. Seine Dummheiten. Sein immer weniger vorhersehbares Verhalten. Ja, sein Wahnsinn: mit dreiunddreißig Jahren hielt er sich nach einem schlechten LSD-Trip für Jesus! Und dann der jähe Absturz, Unterkunft in einem ärmlichen Hotelzimmer in der Provinz, in dem er seine siegreiche Rückkehr auf die Bühne vorbereitete, seine verpfuschten Comeback-Versuche, die immer anrühigeren Manager. Und so weiter.

Eigentlich hatte ich nichts anderes getan, als mit dieser Erzählung anzufangen. Es war Cioran, der nichts von dieser eigentümlichen Welt kannte und mich immer wieder darauf zurückbrachte. Ich erinnere mich, mich mehrmals geweigert zu haben: Schließlich war ich nicht gekommen, um ihm die Geschichte eines *loser* zu erzählen, auf einem vom Denken so weit entfernten Gebiet wie dem des Showbusiness, sondern um zu erfahren, wie er sich zu seinem eigenen Werk äußerte! Von dieser Ablenkung sichtlich entzückt, wollte er nicht locker lassen und forderte immer mehr Einzelheiten von mir. »Sie haben recht, sich für solche Persönlichkeiten zu interessieren«, sagte er schließlich, »es sind lebendige Lektionen in Philosophie. Ich selbst habe im Umgang mit diesen Gescheiterten mehr über das Dasein gelernt als in irgendeinem ernsthaften Buch über Moral . . .«

»Mit Schriftstellern, die nichts zu sagen haben, keine eigene Welt besitzen, spricht man nur über Literatur. Mit ihm nur ganz selten, im Grunde fast nie«: dieses Lob – denn es ist selbstverständlich eines –, das Cioran in seiner Beckett gewidmeten »Übung in Bewunderung«⁹ diesem spendet, könnte man auf ihn selbst beziehen. Ebenso wie Beckett war es Cioran zuwider, sein Werk zu kommentieren. Er zitierte sich selbst nie, wie so viele sogenannte »Autoren« es tun. Niemals hörte man ihn sagen: »*meine* Bücher«, »in *meinem* Essay«

oder »wie *ich* in jenem Jahr *geschrieben habe*«. ¹⁰ Und jemand, der nicht gewußt hätte, mit wem er sich unterhält, hätte es keinesfalls aus seinem Munde erfahren. Cioran äußerte sich stets so, als wäre er einfach ein gewisser Cioran, ein begnadeter Plauderer – und nur *nebenbei* ein Schriftsteller und Denker.

Ebensowenig bemühte er sich, als »Philosoph« zu reden – im akademischen Sinn, meine ich. Er lehnte abstrakte Begriffe nicht ab, suchte aber auch nicht danach. Er griff nur dann auf sie zurück, wenn sie sich als unentbehrlich erwiesen. Denn ihn interessierte das Leben, nicht die Begriffe, mochten es auch die treffendsten sein. So machte er sich viele Gedanken, und das ohne jede Überheblichkeit, um die Unannehmlichkeiten seiner Gesprächspartner, um ihre Geldsorgen, ihre Arbeit, ihre Projekte, ja sogar um ihre Liebesbeziehungen. Und es kam nicht selten vor, daß er vor oder nach einem geistigen Gespräch auf ganz konkrete, ja nüchterne, alltägliche Sorgen zu sprechen kam. Als in Ciorans Haus noch kein Fahrstuhl eingebaut war und man die enge Wendeltreppe, die zu seiner Wohnung führte, hinaufsteigen mußte, erklärte er seinen Besuchern gern, wie man die sechs Stockwerke bewältigen müsse, ohne außer Atem zu geraten, und zwar müsse man streng darauf achten – er machte die Haltung vor –, die Körperachse stets senkrecht über den Stufen halten . . .

Wie Nietzsche war Cioran besessen von gesunder Ernährung. Wie jener hatte auch Cioran seine Arzneimittel, seine Tees, seine Sammlung von Kräutertees für jede Beschwerde: Appetitlosigkeit, Gereiztheit, zu hohen oder zu niedrigen Blutdruck, fürs Einschlafen – und seine Diätkost. Ich erinnere mich sogar an ein Abendessen bei ihm, das zweifellos eines der besten und bestverdaulichen war, das ich jemals zu mir genommen habe. Es bestand aus Gurkensalat mit Sahne, gebackenem Fisch und gedämpften Kartoffeln, einer Käseplatte, Obst – das Ganze begleitet von einem hervorragenden leichten Wein. Der Wert, den er auf gutes Essen legte, beruhte keineswegs auf Snobismus oder Affektiertheit. Die Philoso-

phie kam in seinen Augen vor allem einer Lebenshygiene gleich, er war der Ansicht, daß sie auch die Fragen betraf, die man gemeinhin als »nebensächlich« bezeichnet und aus seinem Gesichtsfeld ausblendet. Kurzum, ebenso wie das Gespräch war die Ernährung Teil einer Haltung, einer Kunst: Es war beinahe die Fortsetzung seines Denkens mit anderen Mitteln.

Obwohl er gelegentlich über seinen »walachischen« Akzent klagte, dessen er sich nie hatte entledigen können – tatsächlich hatte er wie viele Rumänen einfach Schwierigkeiten damit, das *R* auszusprechen, es nicht zu rollen wie in seiner Muttersprache –, drückte sich Cioran mündlich ebenso vollendet aus wie in seinen Schriften. Nicht, daß er sich zum Stil gezwungen hätte; bei ihm gab es nicht die geringste Künstelei. Ich glaube sogar, daß er gleich allen wahren Stilisten das Wort »Literatur« verachtete. Sein Denken prägte einfach unausgesetzt die einzig treffenden Worte, seine Gedanken zu übersetzen, stieß immer zum Wesentlichen vor, über die Erkenntnis und sogar über den Stil hinaus – was das echte Wissen, das *Wahre*, ausmacht.

Als ich mich eines Tages darüber wunderte, daß er in seinen Büchern nie über Céline gesprochen hatte, äußerte er folgenden druckreifen Satz: »Als ich den Roman *Voyage au bout de la nuit* (*Reise ans Ende der Nacht*) zum ersten Mal aufgeschlagen habe, wußte ich, ohne ihn gelesen zu haben, sofort, daß es das Werk eines Schlaflosen war, das heißt eines Menschen, der sich nicht von der Welt erholen kann und der sie niemals wie diejenigen, die schlafen, mit ausgeruhten Augen ansehen kann.« Über Sartre, dem er während der Okkupation im ersten Stock des Café de Flore begegnete, den er aber niemals ansprach, faßte er ein anderes Mal seine Meinung in folgender äußerst scharfen, vernichtenden und gleichzeitig zutiefst menschlichen, zutreffenden Definition zusammen: »Ein kleiner Napoleon des Denkens. Er glaubte, die Welt mit seinen Begriffen zu beherrschen. Doch die Welt ging ihren Weg, ohne sich um ihn zu kümmern. Gleichwohl empfinde ich viel

Sympathie für ihn – und sei es wegen des großartigen Scheiterns seiner Machtträume . . .«

Selbst wenn er über Literatur oder Philosophie sprach, es war stets etwas anderes, etwas Persönlicheres, aber auch Umfassenderes, allgemein Menschliches, was ihn fesselte. Der »Fall« Nietzsche beschäftigte ihn unendlich viel mehr als dessen Untersuchungen über die Wahrheit und die Werte. Dessen gescheiterte Leidenschaft zu Lou Andreas-Salomé schien ihm in philosophischer Hinsicht fast ebenso wichtig wie *Menschliches*, *Allzumenschliches*. Aus allem suchte er nicht die Moral herauszulesen, sondern eine Lehre, die in die Richtung dessen wies, was für ihn das höchste, letzte Ziel des Denkens darstellte: zu leben wissen, lernen zu existieren. Als ich eines Tages mit ihm über Wittgenstein sprach, gestand er mir, daß dessen Philosophie ihn kaum berührte. Ich glaube sogar, daß Wittgensteins Philosophie ihn trotz der großen Übereinstimmungen, die zwischen dem Denken der beiden bestanden, langweilte und daß er ihn nur auf eine zerstreute Art und Weise gelesen hat. Wittgensteins Leben schien ihm dagegen ein wahres Meisterwerk, und er verglich es mit dem der von ihm bewunderten großen Mystiker. Als ich ihm erzählte – was er offenbar nicht wußte –, wie der Verfasser des *Tractatus logico-philosophicus* in dem niederösterreichischen Dorf, in das er als Volksschullehrer für die Armen¹¹ gekommen war, ein »Wunder« vollbracht hatte, äußerte er folgenden Kommentar, der seine ganze Denkhaltung zum Ausdruck bringt: »Statt Ihre Zeit mit dem Schreiben von Artikeln zu vergeuden«, sagte er mir, »täten Sie besser daran, sich an eine Lebensbeschreibung Wittgensteins zu machen, so, wie man früher die ›Heiligenviten‹ verfaßte: Das wäre unterhaltender und sehr viel philosophischer obendrein . . .«

So war Cioran: das genaue Gegenteil eines Schulmeisters oder eines Meisterdenkers – ein Mensch gewordener Denker, bei dem jede Geste, jede Bemerkung ein Versuch war, seine Stellung in der Welt zu finden. Er war ein Philosoph im reinsten, im griechischen Sinn des Wortes, auf halbem Weg zwischen

Diogenes, was die Schärfe des Blickes, und Sokrates, was die Subtilität angeht.

Die Krankheit sollte freilich diese ewige geistige Jugendlichkeit untergraben. Ich wage zu behaupten, daß ich eines Tages eine Vorahnung davon hatte – es dürfte Anfang 1990 gewesen sein –, als ich ihm am Telefon von Mario Praz erzählte, dessen wundervolles Buch *Goût néoclassique*¹² ich gerade las, und ihn in scherzhaftem Ton aufforderte, dessen Namen so lange wie möglich nicht auszusprechen. Eine absurde Legende besagte nämlich, daß der bedeutende italienische Gelehrte, zweifellos einer der raffiniertesten Schöngeister des 20. Jahrhunderts, mit dem Teufel im Bunde stand; und daß diesen »Unbenennbaren« zu nennen den Verwegenen, der es trotzdem wagte, den seltsamsten »Strafen« aussetzte wie einem Beinbruch, einer Überschwemmung oder einem Brand des eigenen Hauses oder gar Schlimmerem. »Wie können gerade Sie, der Sie sonst so klar sehen, derartige Albernheiten verbreiten?« wettete Cioran. Ich konnte noch so sehr stammeln, daß ich selbstverständlich gescherzt hatte, Cioran geriet in Wut. Ich hörte, wie die Wörter »Quatsch«, »Blödsinn«, »dummes Zeug« im Hörer aneinanderstießen, wobei er jede Silbe einzeln betonte, um ihnen noch mehr Nachdruck zu verleihen.

Cioran hatte seinen Humor verloren! Ich machte einen Rückzieher und beschloß, nur mit äußerster Behutsamkeit mit ihm zu telefonieren und die formalen Vorsichtsmaßnahmen zu vermehren. Und nach und nach hörte ich mit dem Telefonieren ganz auf. Als ein erstaunlicher Zufall dazu geführt hatte, daß der von der Alzheimer-Krankheit Heimgesuchte in einem Krankenhaus lag, das sich gegenüber der Zeitungsredaktion befand, in der ich arbeitete, weigerte ich mich, über die Straße zu gehen, um ihn zu besuchen: Ich wollte nicht Zeuge des geistigen Verfalls eines Mannes sein, dessen Humor und was er »Leichtigkeit« nannte – wofür er ein lebendes Beispiel abgab – ich noch immer im Gedächtnis bewahre.

Hinzu kam, ich muß es zugeben, meinerseits die Wirkung eines Charakterzuges. Cioran fiel es nicht leicht zu bewun-

dern. Er hat selbst mehr als einmal gesagt, daß er, wenn er sich anschickte, jemanden zu loben, den er mochte, nicht umhin konnte, *auch* Fehler bei ihm zu finden: daß bei ihm unmerklich jedes Lob in einen Verriß umschlug. Zweifellos habe ich mit ihm etwas gemein, was tiefer wurzelt als bloß »Widerspruchsgeist« und vielmehr von dem Willen herrührt, sich die eigene Freiheit des Urteils zu bewahren, trotz der Achtung, die man einem anderen entgegenbringen mag – von einem Willen, sich vor jeglicher Verehrung zu hüten, woher sie auch kommen mag.

Die Legende, die ihn umgab – die Schlaflosigkeit, der Kult der heiligen Frauen, die Liebe zum Fahrrad, der Luxembourg, ich übergehe den Rest . . . – das störte mich. Ich war etwas verblüfft angesichts seiner Leidenschaft für die Gedichte der Kaiserin Sissi von Österreich-Ungarn. Darin erblickte ich beinahe die unabsichtliche Veranschaulichung einiger seiner grimmigsten Bemerkungen, wie etwa wenn er in den *Syllogismen der Bitterkeit* schreibt, daß man sich, je mehr man auf den kritischen Abstand in der Liebe bedacht ist, desto wahrscheinlicher angesichts einer Trennung wie ein »Dummchen« aufführt.¹³ Diese Ablehnung schien mir im übrigen um so berechtigter, als sie, meine ich, um der »gute Sache« willen erfolgte. In der Tat hatte ich nicht nur den Eindruck, daß es sich dabei um Gemeinplätze handelte, sondern daß diese der Lektüre, wenn nicht sogar dem *Wortlaut* seines Werks schaden. Und ich war drauf und dran, ihn selbst dafür verantwortlich zu machen.

Der Mann, der mit soviel Beharrlichkeit alle Ehrungen ausschlug, hatte seine kleinen Schwächen: Er liebte es, geliebt zu werden. Das ist gewiß nur allzu menschlich. Doch dies brachte ihn dazu, um sich her die Entfaltung einer falsch verstandenen Bewunderung, eine Stimmung der Heiligenverehrung zuzulassen, was seiner Botschaft, so wie ich sie auffaßte, radikal widersprach; diese Botschaft sprach von geistiger Unabhängigkeit, Frechheit, ja dem Hochmut einer bestimmten Einsamkeit. Kurz, ich hatte bei ihm mitunter das Gefühl einer